



JAN FEB

KLANGZEITORT

Peggy Mädler

MEHR LICHT II

Eine Lichtreklame erschüttert mehr

Als der Mond,

Ein Pianola im Vorstadtcafé

Löst tiefer meine Verzweiflung,

Als alle Nachtigallen.

Die Hochbahn berauscht mehr

Als ein gotischer Dom.

Aus: Claire Goll, Zwanzigstes Jahrhundert (1922)

und Auto-Scheinwerfer. Es geht in ihrem Essay um neue Lichterfahrten und damit einhergehende ästhetische Konzepte in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts. Und es geht um die nächtliche Großstadt. Sie, die Professorin für Systematische Ästhetik und passionierte Frühaufsteherin, die ihre Vorlesungen immer morgens um acht Uhr begann (man stelle sich vor: Platon, Winckelmann, Lessing, Baumgarten, Hegel und Adorno auf leeren Magen), beschreibt in diesem Essay eine vollkommen veränderte Wahrnehmung von Nacht und damit auch die Möglichkeit, Licht auf eine neue Weise sehen zu können.

Es ist die Zeit, in der Elektrizität in Städten wie Berlin präsent und alltäglich wird. Eine Zeit, in der Licht zugleich zu einem wichtigen gestalterischen Element wird. Helligkeit ist nicht einfach nur die Abwesenheit von Dunkelheit. Das elektrische Licht ist nicht einfach nur ein Gebrauchsgegenstand, der die Kerze, das Petroleumlicht oder die Gaslaterne ersetzt. Die großstädtischen Varietés und Kaufhäuser, die Revuetheater und nächtlichen Straßen der Innenstadt leben vor, was man theatrale Licht-Inszenierungen nennt. Verlockungen und Verheißungen. Urbanität und Modernität. Karin Hirdina spricht von einem Lichtthunger, von Lichteuphorie, von Lichtquantität, von Lichterflut, von einer »Akzeptanz des Modernen über die Faszination durch Licht«. Sie zitiert Bernard von Brentano, den Berlin-Korrespondenten der Frankfurter Zeitung: »Alles ist beschäftigt; alles läuft einem Ziel zu, das in einem fort überall und nirgendwo ist. In gleicher Richtung strömen die ungeheuren Kolonnen der großen Fahrzeuge, die schön in der Masse und durch ihre Bewegung sind. Alles flimmert und glitzert, die großen und die kleinen farbigen Schaufenster, die Lichter der Lichtreklame, nichts ist beständig, wechselnd wie die Gedanken der Menschen, die alles beleben, wird immer ein Ding wieder vom andern belebt.«

1929 stellen Hanns Eisler und Robert Gilbert alias David Weber (Texter und Komponist von unzähligen Schlagern, Revuen, Operetten und Liedern für Tonfilme) beim Musikfest der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik in Baden-Baden ihre Rundfunk-Kantate *Tempo der Zeit* vor. Darin ist von einer ungeheuren Zukunft die Rede, von einem stampfenden Gesang der Maschinen und von Luftschiffen, die mit der Schnelligkeit der Erdumdrehung in einen Konkurrenzkampf treten. Also: »Machen Sie die Ohren auf, sitzen Sie nicht so träumerisch im Saal herum!« Es ist höchste Zeit, »die Nutzbarmachung des technischen Fortschritts für die Allgemeinheit zu überprüfen« und den kleinen Mann zur Veränderung der ganzen Welt aufzurufen. Denn: »Das Tempo der Zeit kostet Geld. Und wer Geld hat, der kann es sich kaufen. Ja, wer Geld hat, reist durch die Welt. Und wer keins hat, muss eben laufen.«

Nur vier Jahre später kommt in Deutschland der Nationalsozialismus an die Macht und im folgenden Zweiten Weltkrieg, schreibt Karin Hirdina, gingen sprichwörtlich alle Lichter aus. Damit ist nicht nur die Verdunkelungspflicht zur Dämpfung von sämtlichen Lichtquellen und Lichtaustrittsöffnungen (einschließlich der Kraftfahrzeug- und Fahrradscheinwerfer) bei Fliegeralarm gemeint. »Nichts mehr konnte nach diesem Krieg weitergehen, als wäre nichts geschehen. Im Taumel der Überlebensfreude wurde es zunächst versucht. In den 50er Jahren galten noch einmal kurzzeitig Lichterflut, überwältigende Helligkeit als Norm, als Symbol auch für das Vergessen der Ruinen. Lichteuphorie fand ihre Nahrung in den »Neonröhren« im Wohnzimmer hinter der Gardine. Aber das war schnell vorbei.« In der Straße meiner Kindheit dominierten noch in den 1980er Jahren lila beleuchtete Fenster, die mit ihren Aakteen- und Hydrolumenarrangements vor den Gardinen aussahen wie seltsame Herba-

Ich sitze in einer leeren, noch unmöblierten Wohnung, die ich in den nächsten Tagen beziehen werde. Neben Farbeimern liegen Malerrollen und Pinsel, Abdeckfolien und Kreppband, alte Zeitungungen und ein IKEA-Katalog. Durch die geöffneten Fenster dringt das Rauschen, Brummen, Knattern und Hupen der nahegelegenen Frankfurter Allee. Feierabendverkehr. An den Wänden breite Streifen von Altweibersommerlicht. Hier lese ich die Zeilen aus einem Gedicht von Claire Goll, das wiederum in einem Essay von Karin Hirdina mit dem Titel »Belichten. Beleuchten. Erhellen. Licht in den zwanziger Jahren« abgedruckt ist.

Inzwischen, da man nicht mehr zwanziger Jahre, sondern 1920er Jahre schreibt, lebt sie, meine Doktormutter, die diesen Essay einst geschrieben und am 17. Mai 1995 im Rahmen einer öffentlichen Vorlesung an der Berliner Humboldt-Universität vorgetragen hat, nicht mehr. Der Sarg sah inmitten der kleinen Kapelle wuchtig aus, es fiel schwer, sich eine Vorstellung von der Dunkelheit und dem Menschen darin zu machen. Von dem, was von einem Menschen inmitten dieser letzten Dunkelheit bleibt. Es war Mitte Oktober, ein zunächst sonniger und später verregener Herbst, die Semesterferienzeit gerade vorbei. Neben dem Sarg stand ein schmales Rednerpult. Es sprachen ihre Freunde, KollegInnen, ehemalige Studierende und DoktorandInnen wie ich.

Der erste Satz ihres Essays lautet: »Es geht um das Licht.« Es ist kein beliebiges Licht, nicht irgendein Licht, nicht einfach *Licht*. Das Licht, von dem ihr Essay erzählen will, ist ein künstlich erzeugtes und ins Vielfache potenziertes Licht, welches die Dunkelheit vertreibt und die Nacht zum Tag macht. Ein bewegtes, gleißendes und farbiges Licht. Ein glitzerndes und funkelndes Licht. Ein berauschesendes und erhellendes Licht. Ein Meer von Licht. Das Licht unzähliger Leuchtreklameschilder, Schaufenster

Es ist die Zeit, in der László Moholy-Nagy, der 1923 als Lehrer ans Bauhaus berufen wird, seinen berühmten Licht-Raum-Modulator (eine Apparatur zur Demonstration von Licht- und Bewegungserscheinungen) entwirft und die Sehnsucht nach einer neuen Ästhetik formuliert, die weg vom Erzählerischen, weg von Masse und Materialität, weg vom Statischen geht. Stattdessen: Die experimentelle Erkundung des Elementaren, eine Ästhetik des Lichts, der Bewegung, Dynamik und Transparenz. Malen mit Licht, fotografieren mit Licht, bauen mit Licht. Statt starre, undurchdringliche Materie in der Architektur durchlässiges Glas und bewegtes Licht, fließendes Licht, lebendiges Licht. Ein Spiel mit Licht und Schatten, in dem selbst die Dunkelheit als ästhetisches Bild und Inszenierung erfahrbar ist.

Und wie klang diese einstige Lichterstadt Berlin? Dieser Mythos Berlin? Diese neue Urbanität und Mobilität, diese noch weitgehend ungebrochene Faszination an Motorisierung, Verkehr, Geschwindigkeit? Dieses Leuchten der unzähligen Reklameschilder über den Köpfen der Passanten, ihre Schritte und Stimmen durch die nächtliche Stadt? Die Musik in den Bars, Varietés und Vergnügungspalästen, diese Hochkonjunktur eines noch wortgewitzten deutschen Schlagers? Das Rauschen der Elektronenröhren in den noch nicht alltäglich gewordenen Radioempfängern, die erste Übertragung eines Weihnachtskonzertes am 20. Dezember 1920 aus der Hauptfunkstelle in Königs Wusterhausen? Wie klangen diese ersten übertragenen Töne von *Stille Nacht, Heilige Nacht*? Es sind Beamte der Deutschen Reichspost, die hier vor Mikrofonen musizieren – mit Klarinette, Harmonium, Geige, Cello und Klavier. Wie klingt der erste Tonfilm in einem noch an den Stummfilm gewöhnten Ohr? Und wie klingt wiederum die Aneignung, die Inszenierung dieser neuen Klangerfahrungen in der Kunst, sprich: in der Musik?

rien. Ansonsten Dunkelheit. Vereinzelt Straßenlampen, gelbe, diffuse Lichtpunkte auch auf jenem Betriebsgelände des VEB Energiekombinats Dresden, in dem ich aufgewachsen bin. Karin Hirdina erzählt aus dem geteilten Berlin: »Und wer in DDR-Zeiten vom Fernsehturm heruntersah, der sah den Grenzverlauf zwischen Ost und West nicht nur durch die beleuchtete Mauer, sondern durch völlig verschiedene Helligkeitsgrade der beiden Stadthälften.« In meiner Erinnerung ist die Nacht der Kindheit nicht nur dunkel, sondern vor allem still, bereits der Abend ist still. Ab und an das Geräusch eines fahrenden Autos über grobe Pflastersteine.

Der Mauerfall bringt in Dresden als erstes die Jugendlichen zurück auf die nächtliche Straße und den Punk – wie auch später die elektronische Musik – in die neuen, zunächst noch provisorisch eingerichteten Veranstaltungsorte der Innenstadt. Und ich flüchte aus der Stadt, die mir längst zu klein und zu eng erscheint, zum Studium in die einstige Lichterstadt Berlin. Meine erste eigene Wohnung befindet sich in einer Straße im Prenzlauer Berg, die in der Nacht genauso dunkel wie die Straße meiner Kindheit ist. Aber ich höre die Großstadt! Ich kann sie hören, tags wie nachts, selbst noch bei geschlossenen Fenstern. Ich erkenne ihre Unruhe und Bewegung, ihre belebende Unbeständigkeit, die Brentano sehenden Auges beschrieb, mit meinen hungrigen und euphorischen Ohren. Meine erste Wohnung und auch alle folgenden Wohnungen, die ich in den nächsten Jahren beziehe (denn auch ich bin unbeständig, ziehe in fünfzehn Jahren acht Mal um), befinden sich in der Nähe von großen Verkehrsachsen. Prenzlauer Allee, Danziger Straße, Petersburger Straße, Warschauer Straße. Und nun also in ein paar Tagen: die Frankfurter Allee. Tatsächlich berauscht mich die Klänge der Großstadt mehr als der IKEA einer Nachtigall, und die U-Bahn, die

in Berlin streckenweise zur Hochbahn wird, mehr als ein gotischer Dom. Nach meinem Umzug werde ich die gewohnte Aussicht auf die Neonlichtreklame eines kleinen Kinos vermissen, die mich zwar nicht erschüttert, aber doch regelmäßig romantisch stimmt.

Während eine bereits zum Malern ausgelegte Gartenzeitschrift alte Rübensorten neu entdeckt und ein Landhausglück mit selbstgemachten Wildkräuterchips bebildert, bewirbt der aktuelle IKEA-Katalog Einrichtungsgegenstände, die vor allem praktisch und mobil sind, »weil unser Leben immer spontaner wird«. Minimalistische Küchen zum Mitnehmen, flexible Sofas, Tische und Regale, die sich zusammenklappen lassen oder aber auf unterschiedliche Weise im Raum arrangierbar und nutzbar sind. In den Werbetexten geht es um junge europäische Großstädter, die in knapper bemessenen Wohnräumen besser leben wollen, um Co-Living-Spaces und digitale Nomaden, deren Zuhause das Unterwegs-Sein ist. Dieses Unterwegs-Sein kennt keine räumlichen oder gar zeitlichen Grenzen zwischen Tag und Nacht, jederzeit erhebt es sich weit über die Stadt in den Himmel hinaus, um den Erdball herum und in den virtuellen Raum hinein. Seekabel und Satelliten sind die Verbindungslinien einer weltweiten Bewegung und Kommunikation. Einer weltweiten wirtschaftlichen und technologischen Vernetzung. Zum Rauschen, Brummen, Knattern und Hupen des Verkehrs gesellen sich im Feierabend auf der Frankfurter Allee nicht nur die Schritte und Stimmen der Passanten, das Dröhnen eines Hubschraubers in der Luft, der bassbetonte Song aus den Boxen eines wartenden Autos, sondern auch ein (vergleichsweise leises) Konzert diverser Klingel- und Signaltöne: Pop oder Hip Hop, klassische Melodien, einfache Pieps-Töne, Vogelstimmen oder Meeresrauschen. Mit dem mobilen und smarten Telefon lässt es sich unterwegs jeder-

zeit kommunizieren, konsumieren, produzieren und informieren: Sämtliche Medien, Programme, Archive und andere Informationskanäle sind dabei und auf Abruf bereit. Daten werden empfangen, bearbeitet und geteilt. Urbanität und Modernität bedeutet inzwischen auch: Informations hunger und Informationsflut.

Abermals lauten zentrale Begriffe: Bewegung, Dynamik und Transparenz. Zugleich ist die Rede von: Nachhaltigkeit, Ressourcenknappheit, (Reiz-)Reduktion und Entschleunigung. Abermals ist die Frage, wer ungehindert um die Welt reisen kann und wer zu Fuß gehen und Grenzen fürchten muss. Hinter Gardinen oder Fensterscheiben leuchten Energiesparlampen wie auch Fernseh- und Computerdisplays auf, im Radio und auf Plakaten wirbt neuerdings eine der größten Supermarktketten mit: »Weniger ist mehr«. Das *Tempo der Zeit* geht mit einem selbstbestimmten Lebensgefühl einher und, verbunden mit dem Impetus der Flexibilität und Mobilität, auch mit einem neoliberalen Zwang, der das Bedürfnis nach Alternativen schürt. Seit anderthalb Jahren habe ich eine kleine Datsche auf dem Land (daher die Gartenzeitschrift). Am Wochenende übe ich mich darin, Bäume, Pilze und Sternbilder zu unterscheiden. Die Stille zu hören und in der Dunkelheit sehen zu lernen. Manchmal kommt mir in dieser Dunkelheit der Gedanke, dass mir das Altwerden, der Ausblick auf die eigene Endlichkeit, vielleicht eines Tages außerhalb der Großstadt leichter fallen wird.

Doch noch bin ich dazwischen: zwischen Großstadt und Nachtgall, zwischen Lichtreklame und Mond, zwischen Älterwerden und Altwerden, zwischen Verschwendung und Reduktion, zwischen Form und Erzählung, zwischen dem Leben im Moment und den Gedanken an die Zukunft.

—7—

—8—

Den Essay von Karin Hirdina entdeckte ich im Herbst 2009, nur wenige Tage nach der Beerdigung, in ihrer bereits weitgehend aufgelösten und ausgeräumten Wohnung. Ich nahm ihn mit als ein Erinnerungsstück. Als etwas, das bleibt, das mir von ihr zum Lesen bleibt und somit über den Tod hinausreicht. Irgendwann nach dem Lesen verschwand der Essay im Bücherregal. Und nun, da ich unzählige Bücher in unzählige Kisten verpacke, da ich (wie bei jedem Umzug) darüber nachdenke, was für einen Sinn es macht, überhaupt so viele (analoge) Bücher um sich zu haben, fällt mir der schmale, weiße Band wieder in die Hände. In nur vier Jahren beginnt erneut eine Ära der zwanziger Jahre. Was soll da noch kommen, denke ich im ersten Moment. Irgendwann wird man über die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts schreiben und irgendwann wird man sie sogar als 2020er Jahre kennzeichnen. Was wird in diesen künftigen Texten über heutige Erfahrungen und damit einhergehende ästhetische Konzepte stehen? Werden diese Texte noch gedruckt und zu Büchern gebunden werden? Und wird man in der Zukunft überhaupt von den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts sprechen oder werden die beiden Jahrzehnte davor vielleicht viel interessanter sein?

Zitate aus:

— Karin Hirdina: »Belichten. Beleuchten. Erhellen. Licht in den zwanziger Jahren«. Öffentliche Vorlesungen der Humboldt-Universität zu Berlin, Heft 89, Berlin 1997
— Claire Goll, »Zwanzigstes Jahrhundert«. In: Lyrische Filme. Gedichte von Claire Goll. Basel / Leipzig: Rhein-Verlag 1922, S. 7
— Hanns Eisler: »Tempo der Zeit op. 16« (Rundfunkkantate), 1929. Text: David Weber
— IKEA-Katalog 2017

—9—

JANUAR 2017 — VERANSTALTUNGEN

7. — ab 11 Uhr — »Rhythmus des neuen Europa« – Labor klangzeitort
Erste Präsentation im Rahmen der »Kollisionen 2017«

HZT Berlin, Uferstudios, Uferstraße 23, 13357 Berlin, Studio 13 und 14

Die erste Phase des Labor klangzeitort findet im Rahmen der »Kollisionen 2017« statt, der interdisziplinären Projektwoche an der UdK Berlin. Studierende aller Fakultäten und Disziplinen haben wieder die Möglichkeit, in dieser Woche kompakt und intensiv Projekte zu entwickeln.

Eine erste Präsentation der Ergebnisse sowie Gespräche über die Erfahrungen der Kollisionsprojekte mit anschließender Feier findet am 07.01.2016 ab 11 Uhr im HZT statt.

Die Ergebnisse der zweiten Phase (Februar/März/April) werden als Experimentelles Musiktheater am Anfang des Sommersemesters 2017 vorgestellt.

Leitung: Mathias Hinke und Enrico Stolzenburg
Weitere Informationen: www.campus-kollision.de

13. – 15. — Kompositions-Werkstatt mit François Sarhan

Gutshof Sauen – Die Begegnungsstätte der künstlerischen Hochschulen Berlins

Das Seminar beschäftigt sich mit gemeinsamen und interdisziplinären Praktiken, die Interaktionen und Kooperationen fördern.

Am Vormittag werden Einzelkonsultationen mit den TeilnehmerInnen stattfinden, die ein bestimmtes Projekt entwickeln wollen oder spezielle Fragen zu ihrer Arbeit haben.

Der Nachmittag wird für kleinformale Gruppenprojekte genutzt, um neue Kooperationen zwischen den TeilnehmerInnen zu fördern.

Am Abend werden die entstandenen oder weiter entwickelten Arbeiten präsentiert.

13. – 15. — Blockseminar »Fluxus – Aktionsmusik« von Tobias Müller-Kopp

Gutshof Sauen – Die Begegnungsstätte der künstlerischen Hochschulen Berlins

Nam June Paik, Pionier der Videokunst, entwickelte Ende der 1950er Jahre als Musiker das Konzept der »Aktionsmusik«, bei dem er auch Instrumente zertrümmerte und zufällige Geräusche mit klassischen Klängen mischte. Inspiriert wurde er dabei von Karl-Heinz Stockhausen und John Cage.

Als Mitglied der »Fluxus«-Bewegung schuf er und andere zahlreiche Werke, die den Begriff des Konzerts hin zu einem »Event« durch szenische Elemente erweiterten und den Musikbegriff als bürgerliche Institution grundsätzlich in Frage stellten. Das Seminar versucht durch die Erarbeitung historischer und neuer »Events« sich dieser Form aus heutiger Sicht zu nähern.

Information für Angemeldete: 05. Januar 2017, 20 Uhr, obligatorisches Vorbereitungstreffen in der Fasanenstraße 1B, Raum 302

25. — 20 Uhr — EM4 I Berliner Studios für elektroakustische Musik (7)

Hanseatenweg, Studiofoyer; Eintritt: 7 / erm. 5 Euro – Kartenreservierung unter: 030 / 200 57-1000 oder ticket@adk.de

EM4 I Berliner Studios für elektroakustische Musik, eine gemeinsame Veranstaltungsreihe vom Studio für Elektroakustische Musik der Akademie der Künste Berlin, dem Elektronischen Studio der Technischen Universität Berlin, dem Studio für Elektroakustische Musik der Hochschule für Musik Hanns Eisler Berlin (STEAM) und dem UNI.K I Studio für Klangkunst und Klangforschung sowie dem Masterstudiengang Sound Studies der Universität der Künste Berlin.

FEBRUAR 2017 — VERANSTALTUNG

5. — 18 Uhr — Zoom+Focus

HfM Hanns Eisler Berlin, Charlottenstraße 55, Studiosaal

Die Kompositionsklassen beider Hochschulen führen Kompositionen auf, die im Laufe des vorausgegangenen Semesters entstanden sind.

Diesmal mit Werken von Tomoya Yokokawa, Nik Bohnenberger, Ruben Gianotti, Elisabeth Angot, David Moliner André, Ivan Babinchak Renqvist, Benedikt Bindewald und René Kuwan

Leitung: Leah Muir, Elena Mendoza, Wolfgang Heiniger

MÄRZ 2017 — VERANSTALTUNGEN

5. 18. und 19. — 19 Uhr — Soap Opera – ein kollektiv komponiertes Musiktheater in 6 Folgen (UA)

UdK Berlin, Bundesallee 1-12, 10179 Berlin, Probensaal

Das amerikanische TV Format wurde gekapert und im Geiste der Gegenüberstellung neu gedacht und realisiert.

Leitung: Mathias Hinke, Miika Hyttiäinen und Caroline Scholz-Ott

20.+23. — 18 Uhr — QuerKlang – Experimentelles Komponieren in der Schule

20. März — 18 Uhr: Radialsystem V, Holzmarktstraße 33, 10243 Berlin; Eintritt frei

23. März — 18 Uhr: Universität der Künste Berlin, Bundesallee 1-12, 10179 Berlin, Probensaal; Eintritt frei

im Rahmen von MaerzMusik – Festival für aktuelle Musik

Uraufführungen von Gruppen-Kompositionen durch SchülerInnen der Bettina-von-Arnim-Schule, Fritz-Karsen-Schule, Kant-Gymnasium, Kurt-Tucholsky-Oberschule - begleitet durch ihre MusiklehrerInnen sowie Misha Cvijovitz, Elie Gregory, Miika Hyttiäinen, Genoël von Lilienstern und Studierende der UdK Berlin.

Projektteam: Elsa Franz, Mathias Hinke, Stefan Roszak, Henning Wehmeyer und Kerstin Wiehe

Projekt der Universität der Künste Berlin / klangzeitort in Zusammenarbeit mit k&k kultkom / Kulturkontakte e.V. und Berliner Festspiele / MaerzMusik. Finanziert aus Mitteln der Universität der Künste Berlin und dem Lions Club Philharmonie Berlin.